

Das Sonntagsblatt.

Nro. 118.

Sonntag den 3. April 1809.

Ueber das schnelle Fahren.

(Schreiben an die Herausgeber).

Meine Herren!

Da Sie sich den lobenswürdigen Zweck vorgefetzt haben, jede Art von Thorheit im Ernst und Spott zu verfolgen, so bin ich so frey, Sie auf eine unter uns leider nicht ungewöhnliche Unart aufmerksam zu machen, und diejenigen, welche sich dieselbe zu Schulden kommen lassen, Ihrer Züchtigung anzupfehlen. Ich meine das schnelle Fahren und Reiten in den größtentheils engen Gassen der Stadt, wodurch mehrere Menschen das Leben verlieren, und andere zu Krüppeln verunstaltet werden. Das Gouvernement hat ernste Verordnungen dage-

gen bekannt gemacht, und manchem Kutscher, wurde die Uebertretung derselben handgreiflich und nachdrücklich verwiesen. Der geringste Grad eigener Ueberlegung sollte schon hinreichen, jeden zu beweisen, daß es so lieblos als unverständlich ist, in volkreichen Gassen die Fußgänger alle Augenblicke der Todesgefahr auszusetzen. Wer kann billiger Weise verlangen, daß diejenigen, die ihren Geschäften nachgehen, die größte Aufmerksamkeit ausbieten sollen, damit andere Leute desto unachtsamer dem Nichtsthun nachjagen können? Gleichwohl geschehen durch solche Unbesonnenheiten beynahe täglich mehr oder minder bedeutende Unglücksfälle, und fordern sonach jeden rechtlichen Mann auf, wirksame Mittel dagegen zu ersinnen. Ich habe eine Liste der im vorigen Jahre, durch das schnelle Fahren und Reiten, beschädigten Personen vor mir, aus welcher ich ersehe, daß innerhalb fünf Monaten vier Menschen dadurch getödtet, und neunzehn andere gefährlich verwundet wurden; von den letztern tragen noch jetzt die meisten an einer lahmen Hand, oder an einem lahmen Fuß das Andenken fremder Leichtfertigkeit mit sich herum. Außerdem sind viele andere Menschen durch dergleichen Unfälle mehr oder minder bedeutend verletzt worden.

Wie viel der Schreck allein, besonders bey schwangern Frauen, geschadet haben mag, läßt sich gar nicht berechnen.

In einer großen Stadt, wo die Geschäfte sich mannigfaltig durchkreuzen, ereignet sich der Fall auch häufiger, als in kleinen Orten, daß es für die Fahrenden wichtig ist, jeden Augenblick zu benutzen, um schnell irgendwo hinzukommen. Dieß kann für eine Entschuldigung gelten, und mag auch die Ursache seyn, warum man dem Uebel noch immer nicht durch kräftige Mittel hat steuern können. Aber es ist sonderbar, daß die wenigsten Leute, welche sich auf diese Art zu übereilen pflegen, einen solchen Grund für sich anführen können, indem sie weit öfter vom Muthwillen, als von dringenden Geschäften getrieben werden. Die Eifersucht einiger Fiaker, die sich einander vorsehen wollten, hat drey Menschen das Leben gekostet. Der Kutscher, der auf dem Glacis eine Wittve überfuhr, hatte dazu keinen andern Grund, als daß seine Herrschaft sich die Langeweile vertreiben wollte. In der Kärnthnerstrasse wurde eine Frau durch ein Wagenrad gefährlich verwundet, weil eine junge Wittve ihrem Kutscher die Eile anempfohlen hatte. In der Leo-

polbstadt wurde eine andere Frau durch eine elegante zweyrädrige Chaise gegen einen Eckstein geworfen, wobey sie den Arm brach, — weil der junge Herr, der darin saß, nach einigen vorübergehenden Schönen schielte. — Ein hastiger Ritter, der nach dem Prater eilte, und seine Augengläser zu Hause gelassen hatte, ritt gerade auf ein Kind zu, so daß dieses unter die Füße seines Pferdes fiel; das Thier war aber vorsichtiger und bescheidener als der Herr, und der schreiende Knabe kam mit dem bloßem Schreck davon. — Eine Revierjägerstochter wurde in der Weihburggasse von einer privatisirenden Frau, die selbst kutschirte, überfahren.

Glauben Sie nicht, daß diese Geschichten nur zum Spaß erfunden sind, der Spaß wäre bey einer so ernsthaften Sache sehr am unrechten Orte. Meine Nachrichten sind vielmehr aus einer zuverlässigen Quelle geschöpft. Sie werden daher aus diesen durchaus wahren Beyspielen abnehmen können, wie wenig Schonung diejenigen verdienen, welche das Polizeygesetz, wodurch das schnelle Fahren verboten ist, übertreten haben. Da die Gesetze, wie alle menschlichen Einrichtungen, nicht jedes Uebel verhindern können, und die Abstrafung einiger Fiaker und der andern gemeinen Kutscher bisher wenig

gefruchtet hat: so bin ich auf den Gedanken verfallen, ob Sie, meine Herren, in ihren Nachrichten des Frag- und Kundschafft = Amtes für gebildete Stände, nicht einen stehenden Artikel einführen könnten, in welchem die Leute mit Namen genannt würden, die durch schnelles Fahren irgend jemanden beschädiget haben. Ich erbiethe mich, Ihnen die genauesten Listen zu liefern. Es müßte sich ganz artig ausnehmen, wenn es z. B. hieße: Herr N. N. hat auf einem Ritt zu der Gebieterinn seines Herzens schon wieder zwey Kinder überritten. Oder: Frau von F. lenkte die Kofse ihres Phaetons gestern auf ein armes Dienstmädchen, welche gleich darauf den Geist aufgab. Ich sollte meinen, daß eine solche öffentliche Ausstellung nicht ohne Wirkung bleiben könnte. Sie, meine Herren, würden sich dadurch ein neues Verdienst erwerben; und obgleich die Verhütung eines Unglücks weniger auf lauten Dank der Menschen Anspruch machen kann, indem man nicht leicht daran denkt, jemanden dafür verbunden zu seyn, daß man nicht Hals und Bein gebrochen hat: so ist eine solche Art der Wirksamkeit doch nicht weniger wohlthätig, und um so edler, da sie nicht laut gepriesen werden kann. Möchte es

Ihnen gelingen, die gewöhnliche Unart unserer
Kutscher und Reiter wo möglich ganz auszu-
rotten; ich würde mich glücklich schätzen, eini-
gen Anlaß dazu gegeben zu haben.

Traugott Pferdeschen.

T h e a t e r.

Gö ß von Berli ch i n g e n

bearbeitet

von

Herrn Grüner.

Herr Grüner hat in einer Nachricht an das Publikum sich geäußert, daß er bey dieser Bearbeitung einen doppelten ästhetischen Vorsatz vor Augen gehabt habe, erstens: die Eigenthümlichkeit dieses großen Meisterwerkes beizubehalten, und zweytens: Alles hinzuzusetzen, was dem Auge wohlgefällig seyn kann.

Obgleich dieser zweyte Vorsatz, aus dem Gö ß von Berli ch i n g e n, diesem einfachen, kräftigen Gemählde alter Ritterzeiten, ein Pa-

radestück zu machen, schon an und für sich ungereimt ist so wollen wir doch vor Allem nachsehen, was denn der Kühne Bearbeiter zur Ergözung des Auges hinzugefügt habe. Nach genauer Vergleichung finden wir auch drey Verzierungen, die Herr Grüner angebracht hat, um einen Knalleffect hervorzu- bringen. Die erste ist, daß wir den Götz und den Hans von Selbig mit einem großen Haufen von Reutern und Fußvolk gegen ein paar Nürnbergische Kaufleute ausziehen sehen; wo- bey der Götz ein lustig Lied singen läßt, und sich dabey folgender Worte bedient: „Dieser „Zug gleicht mehr einer Hasenjagd, als einer „ernsthafte Sache. Darum Trompeter, laß ein „fröhliches Liedchen tönen, und ihr Reiter folgt „mir, ich führe Euch zum fröhlichen Tanze.“

So würde vielleicht Herr Grüner selbst im vorkommenden Falle gesprochen haben; aber der ernste Götz spreizt sich nicht auf solche Art, läßt weder bey einer Hasenjagd, noch wenn es gilt, fröhliche Liedchen tönen, und führt seine Reiter nicht zum fröhlichen Tanze. Es ist eine sträfliche Anmaßung, diesem von Göthe ächt und gediegen dargestellten Charakter so fremde, unnütze, und falsche Worte unterzuschieben,

wie in dieser Umarbeitung mehr als einmal geschieht. Das Lied selbst ist das schöne Schillersche Reiterlied, und verdient wahrhaftig nicht weder so gemißbraucht, noch so schlecht und ärmlich gesungen zu werden, als es hier geschieht. Wie aber die Hinzufügung dieses Liedes dem Auge wohlgefällig seyn kann, überlassen wir Herrn Grüner ausfindig zu machen.

Die zweyte Verzierung ist, daß der Bearbeiter aus dem Unbekannten, der den Götze vor den Nachstellungen der Bauern = Anführer warnt, einen schwarzen Ritter, oder vielmehr ein Gespenst macht, denn er verschwindet wie eine Blase. Dieser Ritter verkündigt auch dem Götze, auf gute Gespenstermanier, daß sein letztes Stündlein gekommen wäre. Sieht denn Herr Grüner nicht ein, daß ein Gespenst dem schlichten, festen Götze gegenüber eine höchst erbärmliche Figur spielt, und sich also ganz unsonst inkommodirt?

Die dritte Zierrath ist, daß wir den Weislingen auf dem Theater sterben sehen, und zwar an der Nachricht, daß er vergiftet sey. Das schöne Gebet der Maria im Göthischen Stück mußte demnach einem andern weichen, das an

Kraft und Wahrheit nicht an das vorige erinnert.

Dies sind die Thaten des Bearbeiters, und wir fragen jeden, ob irgend etwas dem Auge Wohlgefälliges darin sey?

Aber Herr Grüner hält mit Recht den Götz von Berlichingen für ein Meisterwerk, und wenn ihm auch seine Zusätze mißlungen sind, so konnte man doch, nach dieser Erklärung erwarten, daß er in seiner Umarbeitung für die Bühne, mit der größten Treue und Bescheidenheit zu Werke gegangen seyn würde.

Zuerst müssen wir vorausschicken daß jede Bearbeitung des Götz für das Theater verunglücken muß, wie dieß selbst mit der von Göthe später verfertigten der Fall ist. Götz von Berlichingen ist historisch und biographisch entworfen, und nur dramatisch ausgeführt. Es ist wahr, daß diese Ausführung so trefflich und charakteristisch ist, daß man selten oder nie ein Wort weglassen, geschweige denn hinzusetzen darf; doch dieß vermehrt nur die Schwierigkeiten einer Bearbeitung. Auf der andern Seite finden wir hier das wirkliche Leben eines Mannes geschildert, mit allen Zufällen und Wunderlichkeiten, denen die Schicksale der Menschen unterworfen sind. Hier sehen wir

keine Handlung, sondern nur Begebenheiten, ohne Zusammenhang und Einheit, meistens ohne dramatisches Interesse, und nicht von der Art, daß der Mann, dem sie geschehen, dadurch wichtig wird, sondern sie erhalten vielmehr erst durch ihre Bedeutung und Würde. Dieß ist der Grund, warum Götz von Berlichingen nie ein Theaterstück seyn kann, da Einheit der Handlung die nothwendigste Eigenschaft und Bedingung jedes dramatischen Werkes ist. Will aber jemand demungeachtet den Götz bearbeiten, so muß es sein erstes Gesetz seyn, den Charakter des Helden in seiner ganzen Reinheit unverletzt zu bewahren, denn auf ihn bezieht sich Alles; selbst das widerwärtige, schmählische Schicksal, dem er unterliegt, wird sonderbar und groß durch die Art, wie er es trägt.

Wir wollen demnach sehen, in wie fern Herr Grüner die Aufgabe gelöst hat, den Götz und die ihn zunächst angehenden Personen treu und individuell darzustellen.

Um mit dem Aeußeren anzufangen, so liegt schon ein Verstoß gegen alle innere Wahrheit darin, daß Begebenheiten, die sich nur in einem Zeitraume von vielen Jahren zugetragen haben, bey einer theatralischen Aufführung sich so an einander reihen, daß der Zuschauer glaubt,

sie wären höchstens innerhalb einiger Tage geschehen.

So erhält die Verlobung der Schwester des Götz mit Sickingen, bald nach ihrer ersten mit dem treubruchigen Weisklingen, durch den Mangel eines Zwischenraums, etwas Anstößiges. Adelheid wird ihres Gemahls überdrüssig, noch ehe man gesehen hat, daß sie sich seiner Zuneigung erfreuet. Selbst Götz kommt, unmittelbar von seiner Gefangenschaft zu Heilbronn, unter die aufrührerischen Bauern, als wenn es seine Absicht gewesen wäre, ihr Anführer zu werden. Diese Unschicklichkeiten sind zwar bey jeder Aufführung nicht ganz zu umgehen, der Bearbeiter hat aber doch, durch die übereilte Zusammenziehung der Scenen, einige Schuld daran, besonders gegen das Ende.

Ein wichtigerer Vorwurf, und in der That der stärkste, ist der, daß Herr Grüner sowohl in seiner Bearbeitung, als in der Darstellung dieser Rolle, den Charakter des Götz ganz verfehlt hat, ja nicht einmal geahndet zu haben scheint, daß hier ein Charakter zu respectiren sey. Götz von Berlichingen ist schon zu Anfang des Stückes im angehenden Herbst seiner Jahre, obgleich in voller Mannskraft, und stirbt erschöpft, und lebensmatt an seinen Wunden und am Alter.

Marie, seine Schwester sagt zu Weißlingen, um ihn zur Schonung gegen ihren Bruder zu bewegen: „Und wenn du fähig wärest sein graues Haupt“ — Herr Grüner hat sich als Götz nicht zum grauen Haupte verstehen wollen, und setzt sehr bescheiden an dessen Stelle: „sein männlich schönes Haupt.“ Durch diese Verjüngung wird der ganze Götz in ein schiefes, falsches Licht gestellt, besonders wird sein Ende dadurch unerklärbar und beynahelächerlich, denn er fällt, so zu sagen, ohne Hieb, und wie in heiler Haut. Ueberhaupt spielt Hr. Grüner diese Rolle ungefähr in derselben Manier wie den abenteuerlichen Abällino, oder den wagehalsigen Kaspar den Thorringer; bald läßt er ihn in breitem Tone Wahrheiten predigen, bald mit einer Stentorstimme, gleich einem Bramarbas, die Gewalt seiner Lungenflügel zeigen. Die Bearbeitung geht hierin mit dem Spiel Hand in Hand. In der Scene, worin Götz zu den Zigeunern kommt, die ihn gegen seine Verfolger beschützen wollen, wird im Original das Gefecht nicht vorgestellt, und Götz außerhalb der Scene gefangen genommen. Herrn Grüner genügt dieß nicht: der stark verwundete Götz muß sich noch auf der Bühne mit ein Duzend Reitern herum hauen, ver-

muthlich, weil man es sonst nicht glauben möchte, daß er so tapfer sey.

Andere Veränderungen sind eben so unglücklich angebracht. Das entscheidende Gefecht mit den Reichstruppen, das Göthe, während es vor sich geht, sehr interessant von einem Knecht, der eine Warte besteigt, dem verwundenen Selbiz beschreiben läßt, wird hier dagegen auf der Bühne selbst aufgeführt, wobey einige Duzend Bursche entsetzlich schreyen, und in die Luft hauen. Man weiß aber, wie lächerlich solche Kasbalgereyen, selbst auf einem großen Theater, ausfallen, und wie sehr sie das ernste Schauspiel zu einer buntschäckigen Posse herabwürdigen.

Die Rathhaus-Scene zu Heilbronn ist gleichfalls durch die Zusammensetzung zweyer Scenen verdorben worden. Sickingen bricht mit seinen Reitern herein, hält den kaiserlichen Rätthen eine scharfe Predigt, bespricht sich dann in Gegenwart Aller ganz vertraulich mit Götz, und wie beyde endlich abgehen, so stellen sich die Rätthe pathetisch im Vordergrund in einen halben Kreis, und der Erste unter ihnen sagt mit lächerlicher Gravität: „die Commission

ist aus." Muß denn der Hanswurst schlechterdings überall hervorgucken?

Auch bey verschiedenen andern Personen, und gerade bey den trefflichsten, ist es dem Bearbeiter gelungen, ihre Originalität, ja die Seele ihres Charakters, mit einigen Veränderungen glücklich wegzuwischen. Die treue, fromme Elisabeth, das Muster eines Weibes, wird unter den Händen des Herrn Grüner eine vorlaute, streitbare Amazone. In der Scene worin Göt mit seinen Knechten bey Tische sitzt, und sie fragt, „was soll unser letztes Wort seyn?“ ruft nicht der brave Georg, wie im Original steht, sondern Elisabeth aus: „es lebe die deutsche Freyheit!“ Es ist eine ungeschickliche Freyheit, wenn ein Weib sich herausnimmt, von der Freyheit zu reden, besonders in Gegenwart tapferer Männer. Der stillen Elisabeth sieht es aber ganz unähnlich, die nur Worte des Trostes und der Ergebung hat in der Zeit der Leiden.

Noch alberner ist es, wenn Elisabeth gleich darauf einen platten Spas macht, und zu den Knechten sagt: „laßt, laßt, sie sollen gedeckt finden, ohne Essen, das wird sie ärgern.“ Am lächer-

lichsten ist es aber, wenn sie auf die Nachricht, daß Gd̄z überfallen worden sey, ausruft: „Nicht zagen, jammern, handeln, handeln für meinen Georg — folgt mir!“

Da die angeführten Proben mehr als hinreichend sind, über den Werth oder Unwerth dieser Bearbeitung zu entscheiden; so begnügen wir uns, noch einige Worte über die Aufführung dieses Stücks hinzuzufügen. Man muß den Schauspielern im Theater an der Wien die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ganz im Geist der Bearbeitung gespielt, und Alles gethan haben, um den Gd̄hischen Gd̄z von Verlichingen zu einem Spektakel- und Pferdestück zu erheben. Jedoch sind als Ausnahmen anzuführen, Herr Scholz als Hans von Selbiz, und Herr Demmer der Jüngere als Franz, welche beyde mit Erfolg sich an das Original gehalten haben. Besonders gefiel es uns, daß die Scene, worin die furchtbare Behme nächtllich richtet, recht erbärmlich gespielt wurde, um nähmlich in unsern jezigen, aufgeklärten Zeiten dergleichen barbarische Gebräuche lächerlich zu machen.

Wir schließen mit dem Wunsch, daß man
künftig Bearbeitungen von Meisterwerken für
kein leichtes Nachwerk ansehen, und sie nicht
Schauspielern anvertrauen möge, die oft ein
Stück sich selbst anpassen, anstatt sich in den
Geist desselben zu versetzen, was freylich
schwerer ist.

Die erste Liebe

von

Madame Weiffenthurn.

Madame Weiffenthurn hat das Theater mit so manchen Stücken beschenkt, die den Beyfall des Publikums erhielten, daß es billig ist, sie als Autor zu betrachten, und darum wird man es uns eher für eine gerechte Anerkennung, als unzeitige Strenge auslegen, wenn wir über das neueste Werk dieser beliebten Schriftstellerinn ein unparteyisches Urtheil fällen.

(Da die Damen, wie man sagt, gern etwas außer der Regel thun, so scheint auch die Verfasserinn versucht zu haben, wie ein Stück sich ausnähme, worin gar keine Handlung vorkommt. Daher ist es nicht sowohl als ein

dramatisches Werk, sondern mehr wie ein Kunst-
 stück anzusehen. Daß keine Handlung im Stück
 ist, hat jeder Zuschauer zwar nicht sehen, aber
 leider hören können. Allerdings gibt es Worte,
 die so gut wie Handlungen sind, weil sie zu
 Handlungen führen, oder dazu vorbereiten:
 aber hier führt ein Wort nur das andere her-
 bey, und jede Phrase wird von einer neuen
 abgelöst. Nur aus dem Widerstreit verschie-
 dener Interessen geht die Handlung hervor; in
 diesem Stück sind jedoch die Hauptpersonen
 sämmtlich einverstanden, bis auf den jungen
 Grafen, der ein Bauernmädchen heirathen will,
 da er aber Widerstand findet, im entschei-
 denden Augenblick sich auf seinem Zimmer ein-
 schließt, und weint. Bey einem so zahmen Ne-
 benbühler, und der völligen Harmonie der
 übrigen Personen ist es kaum zu begreifen,
 wie dieß Stück den dritten Act hat erleben kön-
 nen. Die Scene mit dem Inspector ist offen-
 bar nur dazu da, damit ein Spigbube im
 Stücke sey, und der Edelmuth der Andern da-
 durch gehoben werde; denn edel sind sie alle bis
 auf den Lackeyen, der kein Trinkgeld annimmt.
 Der ahnenstolze, auf seinen Stammbaum be-
 schränkte Onkel, eine auf der Bühne alt ge-

wordene Personage, erscheint hier eben nicht sonderlich aufgestuzt, denn er hat weder das Lächerliche, noch das Bedeutende, was man einem solchen Charakter geben könnte, und ist so wenig gehalten, daß er seinen Neffen den Homer und den, wie er sagt, sich immer gleich bleibenden Socrates zur Lectüre empfiehlt. Wie ein solcher Baron zum Socrates, und der Socrates zu diesem Prädikat komme, das auch auf einen Blödsinnigen passen kann, ist wirklich zu verwundern.

Die Bauernfamilie ist am gelungensten dargestellt, weil einfache Menschen leichter zu schildern sind, als verfeinerte. Besonders hätte der Charakter des alten trostigen Gruber, der eine Art von gutem Murrkopf ist, interessant werden können, wenn er in Bewegung und Thätigkeit gesetzt worden wäre; da sich aber gar nichts mit ihm zuträgt, so konnte er uns nur einige Redensarten zum Besten geben. Die gute Mutter Anna thut nicht viel anders als weinen und beten. Ihr Sohn Philipp ist eine gerade, derbe Natur, aber hier und da durch einen Anstrich von Empfindsamkeit verwässert, und kann aus Mangel an Anlaß auch nicht recht zum Durchbruch kommen. Schade,

daß dieser wenigstens rüftige Schlag von Menschen beym Ausgang des Stücks sich ganz im Hintergrund verliert, und zwar wegen eines solchen Pinsels, als dieser junge Graf ist, dem ganz umsonst der Heroismus der Aufopferung aufgeschwast wird; denn, wenn er auch nicht wollte, so gieng doch alles seinen Gang ruhig fort. Der Grund dieser fehlerhaften Führung des Stücks liegt hauptsächlich in dem verunglückten Charakter der alten Gräfin. Diese durchaus gefühlvolle und edelmüthige Dame soll eigentlich die Seele und Triebfeder des Ganzen seyn, da aber alles schon ohnedem auf dem Reinen ist, so hat sie kein anderes Geschäft, als durch einige wohl gesetzte und mit Tiraden und Sentenzen fleißig, durchspickte Reden ihren verliebten Sohn zur Vernunft zu bringen. In dieser Absicht erinnert sie ihn an seine Ahnen, die jetzt in ihrer Gruft von ihren Thaten ausruheten, und fodert ihn auf, ihrem glänzenden Beyspiel zu folgen. Der Sohn erwiedert ganz verständig, ein Gutsbesitzer könne auch auf seinen Gütern auf eine nützliche Art leben, und viel Gutes thun. Darauf gibt sie ihm aber die Lehre: der Adel sey dazu geböhren, seinem Fürsten zur Seite

zu stehen, und sowohl im Krieg als im Frieden die ersten Aemter des Staates zu verwalten. — Wir geben der Frau Gräfin zu bedenken, daß dieser Grundsatz dahin zu beschränken ist, daß der Staat eigentlich nur die guten Köpfe braucht, und zwar aus allen Ständen; ein so alberner junger Edelmann, wie dieser Graf ist, thut dagegen sehr wohl daran, seinen Unverstand nicht außerhalb seiner vier Pfähle zu Markt zu tragen. Mit gleicher Uebertreibung fragt sie ihren Sohn, ob er hinter dem Pfluge hergehen, und als ein unbedeutender Landmann sterben wolle? — Sehr viele Englische und Deutsche Edelleute verwalten ihre Güter zu ihrem und des Staates wesentlichem Nutzen, gehen aber darum nicht hinter dem Pfluge her. Wir führen dieß nur an, um zu zeigen, daß man sich vor Tiraden und Floskeln, die immer ins Blaue gehen, in Acht zu nehmen habe, besonders aber im Lustspiel, welches seiner Art nach individuell seyn soll. Endlich, nachdem sie ihn schon durch alle diese schönen Worte gerührt hat, erklärt sie ihn, um sein Ehrgefühl aufzuregen, für mündig, und stelle es ihm frey, zu thun, was er selbst für gut

sände. Sollte man nicht glauben, die Bauern in Deutschland wären noch Leibeigene, oder der junge Herr Graf habe das jus primæ noctis? Denn nur durch Gewalt konnte er in diesem Fall etwas ausrichten, da das Mädchen einen andern liebt, und ihr Vater sie lieber einem Bauern als einem Grafen geben will. Es ist sonderbar, daß es dieser Dame nicht eingefallen ist, ihrem Sohne, statt aller andern Gründe, vorzustellen: das Mädchen liebt dich nicht, sie ist mit einem andern versprochen, und ihr Vater ist entschieden, sie, trotz deines Standes, nicht dir, sondern ihrem Bräutigam zu geben; es ist also eben so unnütz als schimpflich deiner thörichten Liebe länger nachzuhängen.

Die Sprache in diesem moralischen Gelegenheitsstück ist nicht so gut wie in den übrigen Stücken der Verfasserin. Der sentenziöse Styl wechselt mit einer mahlerisch blumigen Schreibart ab, die oft ins Süßliche und Fade fällt. Die letztere Manier ist zum Theil schon aus der Mode gekommen, die Gleichnisse von Licht und Schatten, von zarten Blumen, die vom Unkraut ers-

sticht werden , und dergleichen Süßigkeiten
mehr , wollen seit langem nicht mehr zie-
hen , und sind besser in die Spinnstuben
zu verbannen , als wieder auf die Bühne
zurückzubringen.

W. N.
